



XVII.

Fräulein Melinda lud mich ein, die zwei Stunden — von 7 bis 9 —, die ich bis zur Abfahrt des Wiener Zuges in Triest zubringen mußte, in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Sie hatte **auf der Terrasse** des Hotels, in dem sie abgestiegen war, Thee servieren lassen und bot mir einen Platz an ihrem Tische an. Der Maiabend war lau und duftig, und die Dunkelheit brach langsam herein. Im Hafen, auf den man von der Terrasse Aussicht hatte, schaukelten die zahlreichen Masten; von der Straße klang der Lärm von Wagen und Stimmen herauf. Auf der Terrasse standen noch mehrere andere, von Reisenden besetzte Tische, doch das unsrige, von zwei großen Orangenbäumen in Kübeln halb überdacht, war an einem entfernten Ende, und was wir sprachen, konnten die anderen nicht hören.

„Hier ist es schön,“ sagte ich „und dies ist eine schöne Stunde. Wäre ich nicht so sorgengebrückt, so könnte ich — —“ Melinda unterbrach mich:

„Sie haben Sorgen, Prinz Roland? Das hätte ich nicht geglaubt . . . Nach allem, was mir unser Kapitän über Sie erzählte, sollte man meinen, daß Ihnen nichts zu wünschen bleibt.“

„Der freundliche Kapitän scheint ja ganz besonders beflissen gewesen zu sein, uns zweien unsere respektiven Lebenslagen zu

schildern. Auch was er mir von Ihnen sagte, ließe schließen, daß Sie von besonderem Glanz und Glück umgeben sind. Ich will nicht hoffen, daß Ihnen — wie dies bei mir der Fall — dennoch Schweres auf dem Herzen lastet“

„Nein, in der That! Ich bin glücklich und sorgenlos und voll Lebenslust. Von der Zukunft erwarte ich noch Zauberhaftes . . . Ueberwältigendes . . . Vielleicht kommt es nicht, aber schon die Erwartung ist genüßvoll.“

„Ach, mein liebes Fräulein, die Welt — ich meine die Gesellschaft — ist so eingerichtet, daß das Zauberhafte und Beglückende und Ueberwältigende soviel als möglich ferngehalten, verhindert — oder doch wenigstens flach und farblos gemacht werde . . . graue Schleier über alles, was strahlt, kaltes Wasser über alles, was glüht . . . Sand und Asche über alles, was loht . . .“

„Sie sind, wie es scheint, ein arger Pessimist.“

„Nur diese Zumutung nicht! Dagegen verwahre ich mich. Der Pessimismus besteht ja selber aus grauen Schleiern, kaltem Wasser und aus Asche . . . er ist ja selber ein Leugner der Güte und der Pracht, ein Zweifler an jeglichem Glück und er hofft nicht auf den Durchbruch des Lichts und Seligen . . .“

„Sie hoffen dies?“

„Mehr als hoffen — ich zähle darauf . . . ich weiß, daß es kommt. Desto heftiger ist mein Zorn gegen die, welche dieses Kommen verzögern oder verhindern — nicht zum mindesten durch ihre so weltklug sein sollenden Zweifel verhindern. Es giebt Verbesserungen, die an gar nichts anderem scheitern, als daran, daß die Leute sagen: ‚es geht ja nicht!‘ Doch reden wir von Ihnen. Sie erwarten von der Zukunft irgend ein überwältigendes Glück? . . . Dabei denken Sie doch wohl — was könnte es sonst sein! — an Liebe, nicht wahr? . . . Hätten Sie nicht schon geliebt? . . .“

„Prinz Roland, Ihre Fragen sind unbescheiden — ich verweigere die Antwort.“

„Daran thun Sie recht. Das Thema ist — zwischen zwei jungen Menschen verschiedenen Geschlechts — immer gefährlich. Wäre ich nicht gegen Verlieben gepanzert . . . durch einen meine Seele ganz ausfüllenden Gedanken fest gepanzert —, ich hätte Ihnen schon längst eine Liebeserklärung gemacht . . .“

„Und säßen schon längst nicht mehr hier, denn ich hätte Sie sofort verabschiedet. Mangel an Respekt lasse ich mir von niemandem gefallen.“

„Ist es denn Respektlosigkeit, wenn man einem liebreizenden Weibe sagt —“

„Daß, was man diesem selben Weibe, welches zufällig allein ist, zu sagen sich nimmer unterfangen hätte, wenn es in Gesellschaft einer Mutter oder eines Vaters wäre: allerdings, daß ist Mangel an Achtung. Liebeserklärungen ohne Liebe, Liebespielerei überhaupt ist eine Beleidigung nicht nur für die Frau, mit der man so spielen will, sondern für die Liebe selber. Frevel ist's — Sakrilegium.“

„Sie betrachten also die Liebe als ein Heiligtum?“

„Ja, als ein Heiligtum.“

„Und dabei — das gebe ich Ihnen zu — wohl das am allermeisten profanierte . . .“

„Nun ja. Und so dulde ich es wenigstens nicht, daß mir gegenüber solche Profanation verübt wird. Wer es wagt, vor mir das Wort Liebe eitel auszusprechen, den —“

„Aber es muß ja nicht immer eitel sein? . . . Wahrlich, gerade Ihnen dürften viele begegnen, denen Sie dieses Gefühl aufrichtig einflößen, leidenschaftlich einflößen.“

„Vielen, denen ich gefalle, meinen Sie? Das mag sein. Ich bin ja hübsch, das weiß ich. Aber Gefallen finden und lieben — wie meilenfern sind diese beiden auseinander! . . .“

und das einseitige Verliebtsein, auch da, wo es aufrichtig wäre, sollte noch lange nicht das Recht sich anmaßen, sich aufdringlich zu offenbaren. Das Mysterium muß abgewartet werden: das gegenseitige Aneinanderstreben der Herzen nämlich, dann erst —“

„Nun, ich sehe, Sie haben Erfahrung in diesen Dingen . . .“

„Ich bin 24 Jahre alt und seit fünf Jahren meine eigene Herrin, und . . . Eigentlich . . . ich wollte Ihnen ja über dieses Thema jede Auskunft und Rechenschaft verweigern . . . Aber, weil es mich mit Entrüstung erfüllt, wenn ich leichtfertige Worte über die Liebe vernehme, oder gar leichtfertige Gedanken, die mich selber zu streifen wagen, zu erraten glaube, so ließ ich mich hinreißen, ein warmes Wort zu sagen . . . Reden wir von anderen Dingen!“

„Nein, Fräulein Melinda, sprechen Sie weiter . . . Ich sehe in Ihren Augen einen Funken des Bornes und zugleich der Begeisterung blitzen, das ist die Stimmung, die sich dazu eignet, beredt zu machen . . . Ich möchte einmal hören, wie ein zur Liebe geschaffenes, dabei stolzes und reines Weib über die Krone — die so oft in den Staub gezerrte Krone — des Lebens, über die Liebe denkt.“

Melinda, immer noch blinzelnden Auges, stand auf. Sie trat einen Schritt näher an das Terrassengeländer, an welches sie die eine Hand stützte, während sie den anderen Arm um die weinlaubumrankte Säule schlang. Sie blickte in die dämmernde Ferne hinaus, mir ihr Profil zukehrend. Und nun begann sie zu sprechen, mit leiser, bewegter Stimme, aber nicht, als spräche sie zu mir, sondern wie für sich selber und für den Weltgeist — in dem Tone also, wie man betet. Ich war gebannt auf meinem Platz geblieben und schaute zu ihr auf.
